

Mit Siebzig auf den Kilimanjaro?!

Seitdem ich wieder zuhause bin, zermartere ich mir das Hirn, wieso es zu dieser verrückten Aktion gekommen ist.

Sie müssen wissen, dass ich im Oktober vergangenen Jahres 70 Jahre alt geworden bin und die Besteigung des Kilimanjaro nicht unbedingt für diese Altersklasse veranstaltet wird. Außerdem tue ich mich nicht als begeisterter Wanderer oder gar Bergwanderer hervor, das Gegenteil ist der Fall.

Meine erste Berührung mit Bergen war eine Kinderlandverschickung ins Allgäu Anfang der 50er Jahre. Sie endete mit vier Wochen im Krankbett wegen undefinierbarer Hautrötungen – genauso auch der zweite Versuch, eine Pfadfinderreise nach St. Jodok, Österreich. Wanderungen in der Eifel, im Bergischen Land oder im Urlaub in Italien gehe ich nur aus Liebe zu meiner Frau und meinen Freunden mit.

Also wie komme ausgerechnet *ich* auf die Idee, den Kilimanjaro besteigen zu wollen??? Nochmal etwas Besonderes tun? Eitelkeit befriedigen? Beweisen, dass man auch im Alter sportlich noch etwas zustande bringen kann?

Wenn ich heute nach dem Anfang der Geschichte suche, dann liegt er am ehesten in einem Hotel im Stubaital, wo wir zum Skifahren weilten und unsere Wirtin Nina erzählte, dass sie eine Tour auf den Kilimanjaro gebucht habe.

Übrigens, bei der Schreibweise – Kilimanjaro mit „j“ – nutze ich die lokale Version – im deutschen (Kilimandscharo mit „dsch“) wären es 3 Buchstaben mehr, dazu bin ich zu faul.

Zurück ins Stubaital: Im folgenden Jahr, wir sind dort regelmäßig zum Skifahren, berichtete Nina vom „weißen Dach Afrikas“ mit glänzenden, lebhaften Augen und voller Begeisterung. Ich glaube, damals vor etwa 15 Jahren, fand so etwas wie ein Impfkristall den Weg in mein Inneres. Hin und wieder habe ich dann wohl erzählt, dass das Dach Afrikas auch für mich eine erstrebenswerte Herausforderung sein könnte, was mehrheitlich eher süffisant lächelnd kommentiert wurde.

Wer kennt das nicht: Die Zeit vergeht schneller als einem lieb ist. Kurz vor meinem 70sten saß ich mit Freunden zusammen und habe mehr aus einer Laune heraus angekündigt, dass ich auf den Kilimanjaro steigen will. Diverse Verbalinjurien, wie nur gute Freunde sie sich erlauben dürfen, prasselten auf mich hernieder. Diese und vor allem, dass einer sogar 100 Euro darauf wettete, **dass ich das nicht schaffe**, sind wahrscheinlich der Anlass zur Tat gewesen ... und mein Vater!

Es gibt da nämlich noch ein Moment, welches nicht verschwiegen werden sollte.

Mein Vater, der die letzten sieben Jahre seines Lebens alleine verbrachte, sagte in seiner rustikalen Art: „Jung, wenn Du nicht weißt, was Du morgen machen willst, dann leg` Dich gleich in die Kiste.“

Bestimmt gehört auch das dazu: einen Plan zu haben, zu wissen, was man morgen tun will. Ein Ziel anzustreben mit vielen kleinen Zwischenzielen, auf die man hinarbeitet, an denen man Freude haben kann.

Die Vorbereitung

Gang ins Reisebüro, um Prospekte, Angebote, Bilder, Erfahrungen und insgesamt mehr Wissen über diesen Berg zu erhalten.

Recherche im Internet ...

Folgendes habe ich gelernt: Der Berg ist 5.895 Meter hoch, man kann ihn auf sechs verschiedenen Routen besteigen, die so lustige Namen wie „Coca Cola-Route“ , „Champagnerroute“ oder „Whiskeyroute“ tragen. Wahrscheinlich ist die „ Härte “ der Getränke ein Hinweis auf den sportlichen Schwierigkeitsgrad.

Linksverkehr in Tansania , Sprache Swaheli etc.

Man kann diesen Berg in sechs Tagen erklettern oder auch in sieben, was empfohlen wird wegen der Höhenkrankheit respektive der zusätzlichen Akklimatisierungszeit. Um es kurz zu machen: Ich entschied mich für die Machame- oder auch Whiskeyroute.

Der Prospekt, den ich bekam, hinterließ bei mir den Eindruck einer auch für „Normalos“ machbaren Tour, ausgenommen die letzte Etappe, der Weg zum höchsten Punkt, dem Uhurupeak. Vor allem eröffnete mir diese Route die Möglichkeit, spät zu entscheiden – quasi am Berg – ob ich sechs oder sieben Tage gehen will.

August 2014

Alea iacta est, der Würfel ist gefallen, die Buchung getätigt, nun fehlte nur noch die körperliche, mentale und medizinische Vorbereitung.

Zum mentalen Teil der Vorbereitung sei gesagt, dass meine Arroganz so weit gediehen ist, dass sie Probleme einfach verdrängt oder zumindest nach dem kölschen Grundgesetz behandelt: „Et hätt noch immer jot jejange!“

Zur physischen Vorbereitung muss ich bemerken, dass meine Kenntnisse von Luftdruck und Höhe soweit reichen, dass ich mir den Sauerstoffanteil der Atemluft in etwa ausrechnen kann.

Es gibt aber für den Normalsterblichen keine Möglichkeit, sich irgendwie probenhalber in diese Zustände (reduzierter Sauerstoffgehalt in der Atemluft) zu begeben.

Sauerstoffschuld kann man nicht trainieren! Ja, es gibt Unterdruckkabinen, in denen man sich einer ähnlichen Situation aussetzen kann, aber was würde ich dabei erfahren?

Was dies betrifft, hoffe ich einfach, dass mein Organismus mit Höhe und dünner Luft zurecht kommt! Meiner Frau muss ich hoch und heilig schwören, dass ich bei den geringsten Hinweisen auf die Höhenkrankheit, die sich in Kopfschmerzen und Übelkeit äußern sollen, die Unternehmung abbreche.

Die sportliche Fitness ... okay, figürlich gehöre ich zu den Leptosomen –das Profil sowohl von vorn und von hinten schlank. 87 Kilo verteilen sich relativ gleichmäßig über 1,86 Meter. Von der Seite betrachtet, gibt es einen kleinen Makel, den ich bis dato stets mit einer bekannten Scherzfrage kommentierte: „Warum ein Sixpack, wenn es auch ein Fass sein

kann?“ Mein „Fass“ beinhaltet maximal drei Liter, aber auch die müssten mit rauf auf den Kilimanjaro, also ist wohl ein Versuch zur Gewichtsreduktion keine schlechte Idee.

Vergessen Sie´s! Jeder kleine Erfolg wurde durch die nächste Fete oder aus anderem guten Grund wieder zunichte gemacht. Ein Hoch meiner Disziplin!! Ich feiere einfach zu gerne, und der März, der zum Reisemonat auserkoren wurde, war ja noch weit weg. Ich reduzierte den Bierkonsum, habe das Rauchen eingestellt und nach wenigen Wochen gesagt „Lass den Quatsch! Entweder du kriegst das gebacken oder du kehrst wieder um.“ Als Tennisspieler lernt man auch verlieren.

Neben meinem regelmäßigen Tennisspiel bin ich des Öfteren mit einem Rennrad unterwegs, gehe ab und zu 1000 Meter Schwimmen, fahre Ski und halte mich aus diesen Gründen für sportlich fit genug. Wieder ein leichter Anflug von Überheblichkeit ?? Ich werde darauf zurückkommen müssen.

Medizinische Vorbereitung

Dieses Thema sollte man schon ernsthaft angehen.

Eine kardiologische als auch pneumologische Untersuchung ist unabdingbar für jeden, der auf den Kilimanjaro will.

Nur als Beispiel: Die Etappe, die auf 5.895 Meter führen soll, überwindet insgesamt 4.000 Höhenmeter (1.300 hoch und 2.700 wieder runter), eine Distanz von 30 km und dauert circa 16 Stunden.

Um es deutlich zu machen: Hier bei uns am Rhein herrscht allgemein ein Luftdruck um 1000 Hektopascal. Auf 5.000 m Höhe sind es nur noch ca. 600, und auf knapp 5900 Meter bleiben weniger als 500 Hektopascal.

Unsere Atemluft enthält durchschnittlich 18 bis 20 Prozent Sauerstoff, in über 5.500 Metern Höhe bleibt noch knapp die Hälfte – gerade in dem Bereich, wo die sportliche Anstrengung am größten wird.

Eine sehr nette, kompetente Ärztin, die mich auf dem Ergometer schwitzen lässt und meine Atemwege überprüft, kommt zu dem Ergebnis, dass der Aufstieg für mich machbar sein müsste. Der Konjunktiv bleibt!

Die Beratung durch die ebenso nette und kompetente Apothekerin ist gleichfalls hilfreich. Wir sprechen über Malariavorsorge, welche obligatorisch ist für die Einreise nach Tansania und was man sonst noch so in der Reiseapotheke braucht. Als ich bemerke, dass die Anophelesmücke oberhalb von 1.800 Metern nicht mehr existiert, kommt sofort die Frage: „Wollen Sie etwa auf den Kilimanjaro steigen?“ „Ja!“ „Oh, da möchte ich mit!!“ Ihr Dienstplan verhindert dies. Hätte mir aber gefallen. An der Malariavorsorge komme ich trotzdem nicht vorbei.

Auch mein Sohn, der auf einer pneumologischen Station arbeitet, hält mich zwar für verrückt, aber meine Lunge für fähig. Fazit: In Bezug auf Herz und Lunge sollte man schon Sorgfalt anlegen. Bei mir war soweit alles okay.

Also auf geht's, worauf wartest du noch?

Ach ja ... Reisesicherungsschein, Rücktrittversicherung, Flugtickets, Mobiltelefon, Ladegerät, Stirnlampe .Einen Schlafsack für minus 30 Grad Celsius und einen Rucksack kann man vor Ort leihen, ebenso wie ein zweites rucksackähnliches Gebinde, das man den Trägern geben kann. Man muss nämlich seinen Tagesbedarf im eigenen Rucksack tragen. Dinge, die am Tag beim Wandern nicht benötigt werden (Rasierzeug, Zahnputzmittel, Ladegerät, weitere Kleidung, Latschen, Wäsche zum Wechseln etc.) kommen hingegen in dieses Zweitgebinde, und dies wird von den Trägern mitgenommen. Maximal 15 Kilo dürfen es sein. Jedes weitere Kilo kostet einen US-Dollar extra.

Vielleicht noch nicht entsprechend gewürdigt: Man geht zwar bei circa. 35 Grad Celsius los, aber oberhalb von 3.000 Metern wird es empfindlich kühl. Und auch dafür braucht es warme Kleidung, Thermoskanne etc.

Vorgeschrieben ist auch die Mitnahme von drei Litern Wasser in Flaschen mit einem Volumen von je einem Liter. Es dürfen aber nicht die dünnen PET -Flaschen sein, sondern wiederbefüllbare, stabile PE-Flaschen. Die muss ich mir natürlich noch kaufen. Wo? Keine Bange, die Organisation hat selbstverständlich so etwas im Angebot. Insgesamt machen diese Vorgaben Sinn. Die Maxime des Kilimanjaro- Nationalparks lautet: „Was man mit hochnimmt, nimmt man auch wieder mit hinunter. Kein Müll auf dem Berg!“

Auch noch nicht erwähnt: Auf der Machameroute übernachtet man ausschließlich im Zelt. Weit und breit keine Hütte mit richtigen Betten wie auf anderen Routen. Die Buchung bestätigt euphemistisch „Einzelzimmer und Vollpension“.

Abreise / Anreise

3. März, 6.00 Uhr ab Düsseldorf nach Amsterdam; von Amsterdam zum Flughafen Kilimanjaro (ca. 10 Stunden); dann nach Moshi ins Springland Hotel

Zehn Stunden zum Denken

Kein Streik bei der Fluggesellschaft, alles läuft wie gewünscht. Ich bekomme sogar einen Sitz am Notausstieg , was meine Beine mit Freude zur Kenntnis nehmen. Zehn Stunden sind eine Menge Holz, und ein Gehirn lässt das Denken nicht.

Ich frage mich: „Was weißt du eigentlich von Tansania?“
Die schnelle Antwort : „Nichts.“

Mein Kopf gräbt aber weiter und als Vielleser kommt mir in den Sinn: Deutsch-Ostafrika ... muss so Ausgang 19tes, Anfang 20stes Jahrhundert gewesen sein. Wurden die Deutschen dort nicht von den Briten vertrieben? Zwei europäische Nationen schlagen sich auf fremden Territorium die Nasen blutig, was für eine seltsame Welt. War nicht zur selben Zeit der belgische Leopold dabei, den halben Kongo zu massakrieren, um Gummi zu gewinnen? Das ist 100 Jahre her, wieso wundern wir uns über die heutige Welt?

Ich nehme mir vor, in meinem Bücherschrank zu wühlen und nach der Literatur zu suchen, die mir das gerade ins Gehirn spült.

Ja, ich weiß: Im Internet, z.B. über Wikipedia, könnte ich das schneller und möglicherweise sogar umfangreicher recherchieren. Aber ich bin nun einmal Jahrgang 1944 und die Vertrauenswürdigkeit von Wikipedia ist mir zumindest suspekt. Stattdessen nehme ich meinen Notizblock und schreibe schon ´mal auf, was mir so durch den Kopf geht, das meiste mit Fragezeichen.

Aber zurück zu Tansania, früher Tanganyika und wie mir später mein Fahrer Oskar, der mir die Nationalparks Lake Manyara und Tarangiri zeigt, bestätigt: erst 1961 selbstständig geworden und 1966 mit Sansibar dann gemeinsam den Namen Tansania gewählt.

Zehn Stunden sind unglaublich viel Zeit.

Mir fällt ein, dass ich nach der Landung in den Augen der Einwohner ein Ausländer bin, dazu noch mit einer auffälligen Hautfarbe. Mir gehen hunderte von Bildern durch den Kopf von Protesten in unseren Breitengraden gegen Zuwanderung, Asylsuchende oder ähnliches ...

Wie mag ich in den Köpfen der Tansanier ankommen? Gut – ich bin zahlender Tourist und nur kurzfristig vorhanden, aber trotzdem ...

18.45 Uhr Ortszeit – wir landen!

Am Flughafen Kilimanjaro werde ich von einer jungen Dame mit einem Pappschild, auf dem mein Name steht, empfangen. Sie sorgt für mein Visum (50 Euro), schleust mich durch Zoll und Kontrolle und packt mich in ein bereitstehendes Auto mit dem Kommentar, dass die Massage auf dem letzten Teilstück zum Hotel kostenlos sei.

Es ist bereits dunkel, Tansania liegt 2 Stunden weiter östlich. Die Straßen, auf denen wir in eineinhalb Stunden im Springland Hotel in Moshi ankommen sollen, sind breit, aber ohne Mittel-oder Seitenstreifen. Bürgersteige gibt es auch nicht. Trotzdem sieht man nicht wenige Leute am Strassenrand stehen oder gehen.

Nach einiger Zeit fällt mir auf, dass die vorherrschende Hautfarbe keinen wesentlichen Beitrag zur Verkehrssicherheit leistet. Die für mich gewohnte Reflektion heller Haut im Scheinwerferlicht fehlt hier ganz. Gewöhnungsbedürftig. Es sieht aus wie leere Anzüge.

Die kostenlose Massage erweist sich als schlaglochübersäter Feldweg, bei dem man alle Kräfte aufbieten muss, um nicht mit dem Kopf an die Seitenscheibe des Autos zu schlagen.

Springland Hotel

Hübsches Haus, eine Oase in rotbraun-staubiger Umgebung, wie ich am Morgen feststelle. Eintritt nur für Personal und Gäste – geregelt durch ein Pförtnerhäuschen, von dem aus das Eingangstor geöffnet wird. Man spricht englisch.

Beim Einchecken werden aus dem Pass alle relevanten Daten übertragen. Beim Blick auf das Geburtsdatum geht der Blick einige Male hin und her dann zum Kollegen mit der Bemerkung „Babu“. Man erklärt mir, dass das Opa heißt. Dem kann ich nicht widersprechen und bestätige, dass ich zwei Enkel habe.

Da im Pass meine drei Vornamen nicht mit dem Rufnamen beginnen, sondern mit dem Namen Peter, werde ich in Hotels – das kenne ich noch aus meiner Dienstzeit – oft als Mr. Peter ausgerufen – wobei Peter auf Englisch natürlich „Pieter“ ausgesprochen wird, mit langem „i“. Doch nicht hier in Tansania: In der sehr schnellen Sprechweise der Einheimischen hört sich mein Name an wie „Pitter“, und ich bekomme fast heimische Gefühle.

„Babu Pitter“ war schnell das Synonym für „der Alte, der auf den Kilimanjaro will“.

Das Personal ist jung, freundlich und kommunikativ. Man grüsst mit „jambo“.
Natürlich will ich wissen, was das heisst und lerne die Begrüßungsformel:

„Jambo, mambo“, = „Hallo, wie geht's?“.

Antwort: „poa“ = „cool“

Außerdem noch „karibu“ = „Willkommen“



Mein Hotelbett ist mit einem Insektennetz ausgestattet, welches ich auch schön brav zur Nacht herunterlasse. Trotzdem höre ich beizeiten das typische Geräusch. Ob Anophelesmücke oder nicht, ihr Leben endet an der Zimmertapete. Es sollte die Einzige bleiben... Apropos Malaria, die Vorsorge besteht in der Einnahme des Medikaments Malarone. Beginnend zwei Tage vor der Abreise bis fünf Tage nach der Rückkehr.

Eine Panne in der Organisation

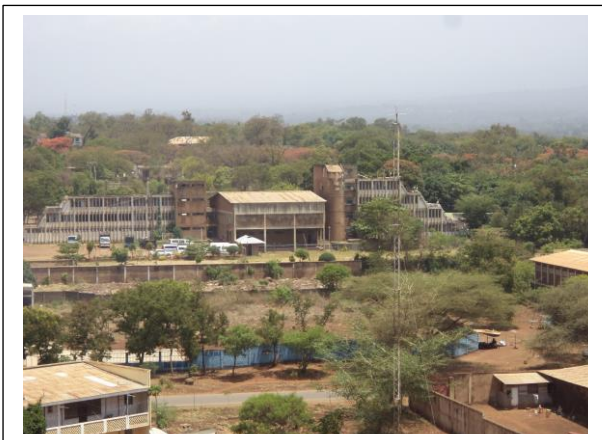
Ankommen am 3. März, Beginn des Aufstiegs am 4. März ... so war der Plan. Ich muss noch vorausschicken, dass ich eine Reise gebucht hatte, bei der bis zu acht Personen in Begleitung eines Bergführers aufsteigen. Von den anderen bis zu sieben Leuten war aber nichts zu sehen. Mir wurde beschieden, dass der Aufstieg erst am 5. März beginne. Meine Vermutung: Man versucht, noch irgendwie eine Gruppe zusammenzustellen.

Mir nimmt das allerdings den möglichen, zusätzlichen Akklimatisierungstag, denn am 11. und 12. März gehören in mein gebuchtes Paket zwei Safaris.

Moshi und Ladyfinger

Ich habe also einen zusätzlichen Tag im Springland Hotel. Der Reiseveranstalter schickt mir als Ausgleich für die Verzögerung einen persönlichen Guide zur Besichtigung der Stadt Moshi. Vom höchsten Haus der Stadt kann ich die erstaunlich grüne Umgebung bewundern: grün und trotzdem knochentrocken und wahnsinnig staubig.

Victor, der Guide, zeigt mir stolz eine Kaffeerösterei und natürlich den täglichen Markt, vielfältig, bunt, Angebote von Zahnpaste bis Holzkohle in Säcken und riesengroß.



Beim Abendbrot stehe ich mit einem Briten vor dem Buffetangebot. Wir schauen in die Töpfe, von denen der Koch freundlich die Deckel hebt: Reis, Pasta, Kartoffeln, buntes Gemüse, Pizzatecken, Gulasch, Fisch, grüne Bohnen ...Man kann wirklich nicht meckern. Bei der letzten Schüssel stutzen wir beide, auf dem Schildchen steht „Ladyfinger“!?! Längs geschnittene, gekochte Möhren – stellt sich heraus.

Freddie (Frederick Shayo) und Team

Am Nachmittag des 4. März kommt Freddie, mein Bergguide. Für Fußballfans: Typ Tony Yeboah, etwas kleiner (1,65 Meter), breites Lachen, fröhlich, unkompliziert, aber kompetent.

Schnell ist klar, die Gruppe von acht bin ich alleine.

Freddie stellt für morgen eine Mannschaft zusammen: Koch, Waiter, Träger ... und er überredet mich zu einem Privatklo und damit zu einem weiteren Träger (100 US-Dollar).



Für mich werden also 5 Personen während des Aufstiegs sorgen. Es hat immer noch etwas von Kolonialismus.

Das Privatklo ist eine Plastiktoilette mit Deckel und Sitzring. Es gibt zwei zwei Kammern, eine für die Exkremente und eine für die Wasserspülung, die per Faltenbalg betätigt wird. Drumherum ein Zelt, etwa 1,80 Meter hoch. Es erspart mir den Gang auf die nicht immer angenehmen Toilettenhäuschen in den Camps. Das Teil wird jeden Tag aufgebaut und am nächsten Morgen gereinigt, wieder eingepackt und zum nächsten Lager getragen.

Freddie und seine Leute tragen nicht nur meine Ausrüstung wie Zelt, Schlafsack, Matratze etc. sondern darüber hinaus auch ihre eigene, das heißt mindestens vier Zelte, Küchenausrüstung und Nahrungsmittel für sechs Tage – und mein Privatklo. Morgen um 9.00 Uhr geht's los.

Donnerstag, 5. März: erste Etappe, es geht auf den Berg!

Vom Machame Gate (1.800 Meter ü. M.) zum Machame Camp (3.000 Meter ü. M.)

Höhendifferenz: 1.200 Meter,

Distanz: 12 Kilometer

Durchschnittliche Steigung: 10 Prozent

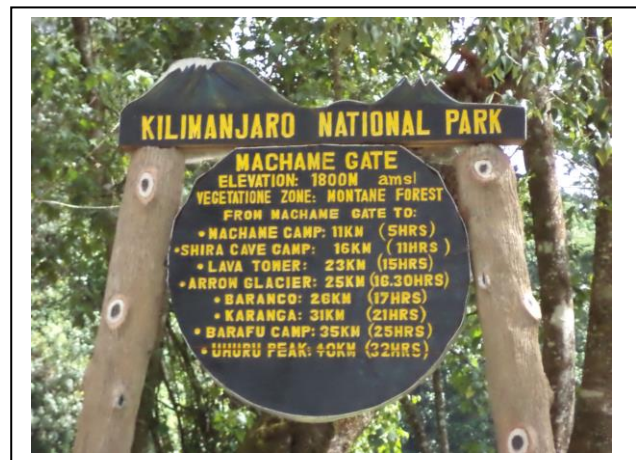
Geplante Zeit: 4 - 5 Stunden

Mit einem Kleinbus geht es vom Hotel zum Machame Gate, dem Sammelpunkt für Guides, Träger und Pseudobergsteiger wie mich.

Während die Trägercrew die Sachen zusammenpackt, schreibe ich mir noch auf, dass auf dem Weg vom Hotel zum Machamegate mindestens vier Schulen zu sehen waren mit christlichen Namen wie „Hosiana“ oder „Fountaine of Hope“. Moshi ist zu mehr als 50 Prozent katholisch. Etwa 20 Prozent der Einwohner sind Muslime. Der Rest hat indische oder chinesische Wurzeln und hat die dort verbreiteten Religionen mitgebracht.

Alle Schüler tragen Schuluniform, lange Hose oder Rock, weißes Hemd oder Bluse und Pullover – bei mindestens 30 Grad.

Freddie steht bereit, schaut mich von oben bis unten an und meint: „Na, das wird schon gehen.“ Bergführer und „Kunde(n)“ gehen immer zusammen, die Träger folgen, wenn die sieben Sachen gepackt und verstaut sind.



Der Weg nach oben beginnt mit einer breiten, geteerten Straße, die aber bald in einen Waldweg mündet mit einem Eingangsschild: „**Start of Machameroute**“

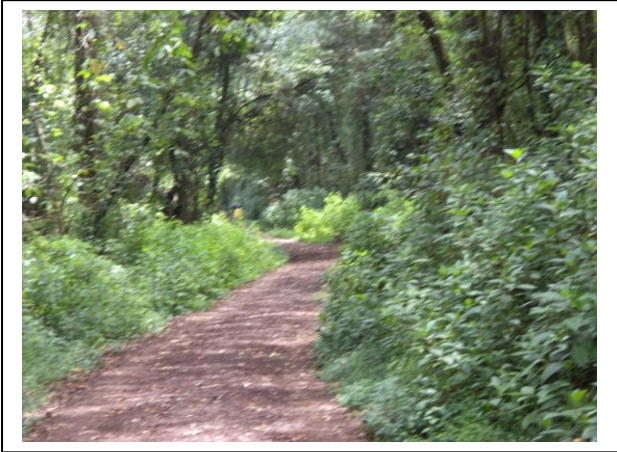
Wenig später sehe ich eine Art Verkehrsschild: „Einbahnstraße, nur aufwärts!“

Es dauert nicht lange, bis mir klar wird, warum. Die ersten Träger überholen uns, und die meisten haben neben einem überdimensionalen Rucksack eine Art Seesack auf dem Kopf – etwa einen Meter lang mit einem Durchmesser von gut 40 Zentimetern. Dazu sind noch Eimer und/oder Töpfe am Rucksack oder Gürtel der Träger befestigt.

Der Weg ist nur wenig breiter als einen Meter, das „Einbahnstraßenschild“ macht also Sinn: Begegnungsverkehr wäre mit dieser Beladung einfach nicht möglich.

Freddie wiederholt des Öfteren „Pole pole“, das heißt „langsam, langsam“. Trotzdem schwitze ich besser als in der Sauna. Es sind 37 Grad Celsius, obwohl wir durch eine üppige Vegetation wandern. Regenwald – große Bäume, Baumfarne ... „Bittermandel“ lese ich auf einem Hinweisschild. Die Natur hier ist einfach schön.

Kleine Pause – trinken! Mindestens drei Liter Wasser pro Tag werden empfohlen. Am Ende komme ich mit einem Liter pro Tag aus.



Die Pause tut mir nicht gut. Krämpfe!! Ein Problem, mit dem ich immer schon zu kämpfen hatte. Magnesiumtablette, trinken und weiter.

Mist, das wird doch wohl nicht wahr sein! Sollten mir die verdammten Krämpfe schon am ersten Tag einen Strich durch die Rechnung machen? Das kann ich nicht zulassen, also dehnen, stretchen, Pause, weiter, dehnen, stretchen, Pause, weiter.

18.00 Uhr: Ankunft am Machame Camp oder „Machame Hut“, wie ich auf einem Schild lese. Soll so viel wie Hütte heißen, das Holzhaus beherbergt aber nur ein kleines Büro.

Den ersten Tag habe ich unterschätzt. Viel mehr steile Stücke und Temperaturen über 30 Grad haben mich ziemlich strapaziert. Im Machame Camp stehen bereits mein Zelt inklusive Stuhl und Privatklo, und Geoffrey offeriert mir Popcorn sowie aus der Thermoskanne heißes Wasser, welches ich zu Tee oder Kaffee mit Milchpulver verarbeiten kann. Eine weitere Magnesiumtablette soll helfen, die Nachtkrämpfe zu vermeiden. Geoffrey erscheint wieder mit einer Schüssel warmen Wassers für die Abendtoilette.

Das Küchenzelt ist einige Meter unterhalb aufgebaut. Ich möchte aber zusammen mit der Crew essen und gehe die paar Meter den Berg hinunter. Das Abendbrot besteht aus Gemüsesuppe, Kartoffeln mit Gulasch und Gemüse und einem Bananenbrot. Für mich alleine hat man kein Esszelt mitgenommen, wir essen also von einer bunten Decke vom Boden.

Das Machame Camp ist gut besucht, ich zähle etwa 40 Wanderer mit den dazugehörigen Guides und Trägern, den wahren Helden am Berg.

Die erste Nacht

Ich war 'mal Pfadfinder – mein Gott, das ist mindestens 55 Jahre her – und in Bezug auf Zelten nicht ganz unerfahren. Darf man das nach so langer Zeit noch sagen? Oder ist das schon wieder ein Stück Überheblichkeit? Hab' ich schon gemacht, ich weiß, was los ist!! Ich nehme mir vor, mit mir selbst etwas kritischer umzugehen.



Der sicher gute Schlafsack ist konisch zugeschnitten und macht mich zur Mumie. Die Bewegungsmöglichkeiten gehen gegen Null – nicht gut für den Schlaf.

Ich bin einigermaßen erstaunt: Bevor ich das Zelt schließe, kommt Freddie mit seinem medizinischen Equipment und misst in der Höhe von 3000 Meter bei mir 92 Prozent Sauerstoffsättigungsgrad und eine Herzfrequenz von 100. Er ist zufrieden, hört mich aber trotzdem noch mit einem Stethoskop ab. Ich bin auch beruhigt ob dieser Sorgfalt seitens des Bergguides.

Mit Stirnlampe versuche ich noch etwas zu lesen, aber die Aussentemperatur sinkt nach Sonnenuntergang in Richtung Nullpunkt und mir wird der Arm zu kalt. Meine Schlafsequenzen sind circa 30 Minuten lang. Nicht wirklich ein Problem, denn zuhause schlafe ich auch nicht anders, nur weicher.

Freitag, 6. März: zweite Etappe

Vom Machamecamp (3.000 Meter ü. M.) zum Shiracamp (3.800 Meter ü. M.)

Distanz: 9 Kilometer

Höhendifferenz: ca. 800 Meter

Durchschnittliche Steigung: 9 Prozent

Geplante Zeit: 4 - 6 Stunden

7.00 Uhr: aufstehen, packen von Tagesrucksack und Zweitgebinde für die Trägercrew. Vom Zelt aus kann ich den Kilimanjaro sehen. Er sieht deutlich größer, wuchtiger und bedrohlicher aus als noch von der Anfahrtsstraße.

Geoffrey kommt mit dem Frühstück: Kaffee, Ei, Avocado, Würstchen und die übliche Scheibe Weißbrot

8.15 Uhr: Es ist sonnenklar und alles scheint bestens. Meine Krämpfe habe ich im Griff und freue mich auf die nächsten 800 Höhenmeter. Dabei ist zu bemerken, dass die Höhendifferenz nie nur die Strecke zwischen Start- und Endpunkt ist. Es geht auch immer wieder mal einige Meter hinunter und wieder hinauf. Nach meiner Schätzung kann man 15 bis 25 Prozent auf die Höhendistanz addieren.

Der geplante Zeitbedarf im Verhältnis zu gestern hätte mich warnen müssen. Mamma mia, diese Etappe bringt mich an den Rand meiner physischen Kräfte. Die teilweise sehr steilen Hänge würde man in der Schweiz mit Haken und Halteseilen versehen. Meine Stöcke sind mir im Weg, sie nützen nicht, sie hindern. Ich hänge sie an den Rucksack. Die Daumen verkrampfen. Die Steigstellen sind teilweise so eng, dass ich mich mit dem Rucksack durchwinden muss.

Und das alles gehen die Träger mit mehr als 20 Kilo Last und abenteuerlichen Aufbauten auf Schulter und Kopf. Zur Küchenausrüstung meiner Crew gehören zum Beispiel zwei 5-Kilo-Gasflaschen mit Brennaufsatz ... unfassbar .

Nach viereinhalb Stunden ist das Shiracamp erreicht und ich weiß noch nichts von der Wand („the wall“), die am nächsten Tag auf mich wartet.

Aber ich weiß, dass ich hundskaputt bin und sehe mit Freude mein Zelt, den Stuhl davor und Geoffrey, der wissen möchte, was der Koch denn für mich herrichten soll. Warmes Wasser zum Waschen hat er schon bereitgestellt.

Ich wünsche mir nur ein wenig Obst, Gemüse und einen Obstsaft. Nach kurzer Zeit, ich sitze noch auf meinem Stuhl, bekomme ich einen Berg Spaghetti mit Möhren, Avocados und Kaffee. Mein Appetit geht gegen Null.

Dann kommt Freddie und will mich wohl aufmuntern: „Well done, Babu!“ Das Wort Opa gefällt mir in diesem Moment überhaupt nicht.

Am Nachmittag spaziere ich ein wenig durch das sehr große Shira Camp, als mir Gesang in die Ohren dringt. Im Gewimmel von Zelten ist eine große Gruppe von Norwegern, deren Träger sich versammelt haben und einen tollen Gesangsvortrag halten. Lebensfreude pur!!!.

Wie ich erfahre, singen sie jedes Mal, nachdem sie die Schlaf- und Esszelte, Küche und ihre eigenen Unterkünfte aufgebaut haben. Es wird gesungen, getanzt, geklatscht – und meine Lebensgeister lassen sich anstecken.

Wir befinden uns auf etwa 3800 Metern Höhe, und mit dem Sonnenuntergang wird es empfindlich kalt. Freddie kommt wieder mit seinen Messgeräten. Sauerstoffsättigung: 90 Prozent, Puls 89. Er ist zufrieden und ich auch.

Geoffrey meint, heute müsste ich aber etwas „Gescheites“ essen. Er serviert auf der bunten Decke, die im Zelteingang drapiert wird, die übliche Kanne heißen Wassers zur Bereitung von Tee oder Kaffee, eine heiße Suppe, Pfannkuchen mit Orangenmarmelade, einen Berg Reis mit Erbsen, grünen Bohnen und einer saftigen Fleischsoße. Mit bestem Willen schaffe ich den Pfannkuchen, zwei Gabeln Reis, einige grüne Bohnen und eine Tasse Tee. Mein Magen lässt einfach nicht mehr zu.

Die Nacht beginnt schon wegen der frühen Dunkelheit ebenso früh. Motto: Sonne weg ist gleich dunkel und kalt. Die Nacht ist daher ziemlich lang, doch die Menge Schlaf ist nicht adäquat. Es wird immer wieder darauf hingewiesen, dass das Schlafen in der Höhe eins der größeren Probleme sei. Nun bin ich auch zuhause ein Wenigschläfer, antrainiert in Weiterbildungszeiten, die ich im Wesentlichen an Abendschulen absolvierte. Ein Schlafdefizit spüre ich jedenfalls nicht.

In der Nacht kommt heftiger Wind auf, und die Zeltwände flattern wie hunderte Fahnen an der See. Der Morgen zeigt sich von seiner besten Seite: Sonnenschein, beste Sicht auf die Berge rundherum, auch die Wege sollen einfacher sein ... sagt Freddie.

Samstag, 7. März: dritte Etappe

Vom Shira Camp (3.800 Meter ü. M.) zum Lava Tower (4.630 Meter ü. M.) und weiter zum Barranco Camp (3.950 Meter ü. M.)

Distanz: 15 Kilometer

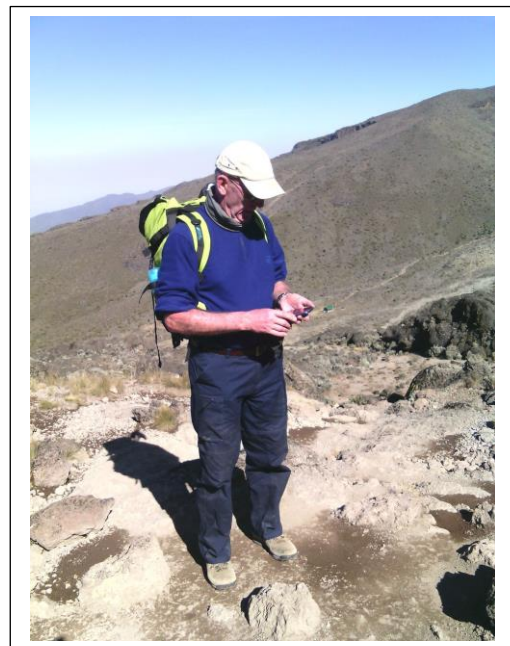
Höhendifferenz: ca. 1.500 Meter

Durchschnittliche Steigung: 10 Prozent

Geplante Zeit: 6 - 8 Stunden

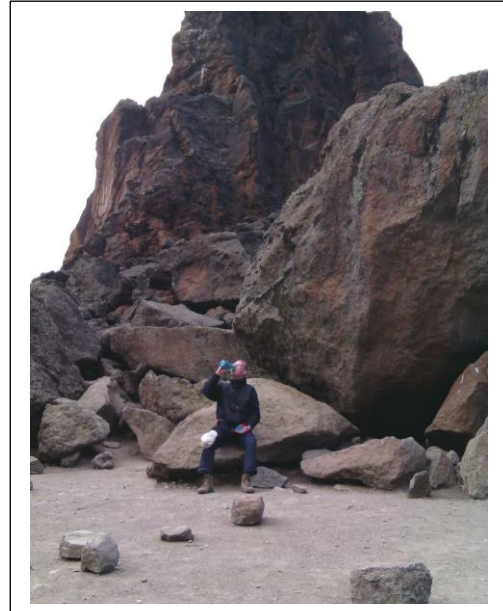
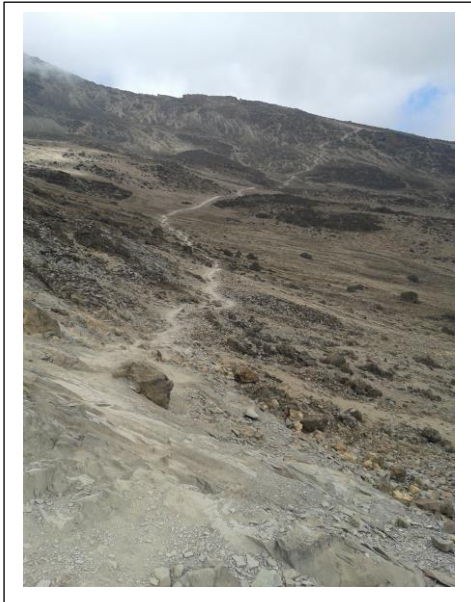
Das Verfahren, hoch und wieder ein Stück hinunter zu wandern, gehört zur Akklimatisierung, zum Anpassungsprozess.

Zu diesem ganzen Abenteuer habe ich (ich bin Uhrensammler) eine Reena Weathermaster mitgenommen. Sie zeigt Luftdruck, Höhe, Temperatur und diverse andere Daten an und ist eine gute Informationsquelle für die Frage: „Wie weit ist es denn noch oder wieviel Sauerstoff gibt`s denn noch?“ Auch Freddie kommt immer wieder und lässt sich zeigen, wie hoch wir uns im Moment befinden.



Freddie hat Wort gehalten: Der Weg ist deutlich einfacher, geht über weite ausladende Geröllfelder wie Mondlandschaften mit schönen Ansichten sowohl nach oben als auch zurück in die unendlichen Weiten der Umgebung.

Nicht zu vergessen: Es geht immer noch bergauf, aber man kann im Rhythmus gehen, was der Atmung sehr zugute kommt. Trotzdem höre ich von Freddie immer wieder: „pole pole“ („langsam, langsam“).



Die Sonne brennt, es wird wieder richtig warm, und wir trinken öfter. Meinen Pullover habe ich inzwischen im Rucksack verstaut.

Circa sieben Stunden werden wir benötigen, vier davon bis auf den Lava Tower in 4.630 Metern Höhe. Beim rhythmischen Gehen und Atmen kommt mir die Sesamstraße in den Sinn mit ihrem Eingangslied „Wer, wie, was? Wieso, weshalb, warum?“ Besonders die drei letzten Fragewörter gehen mir durch den Kopf, immer wieder!

Was hat mich nur geritten, dieses Abenteuer zu starten?

War da nicht was mit Knien, Rücken, Fußgelenken?

Wenn ich zuhause morgens aufstehe, eiere ich erst zehn Minuten durchs Haus, bis die Füße „o.k.“ sagen. Mein linkes Knie ist bereits zweimal operiert, und meine Bandscheiben (zwei Vorfälle) ärgern mich seit Jahren. Wieso um alles in der Welt bin ich heute hier?

Gleichzeitig kommt aber auch wieder dieser Typ nach vorne, der da sagt: „Du hast das jetzt angefangen, nun höre auf mit mosern und bring es zu Ende!“

Der Lava Tower oder Lava Home, wie Freddie sagt, ist erreicht. Eine Hochebene mit eindrucksvollen Felsformationen: Große solitäre Lavablöcke bilden in ihrer Vielzahl ein faszinierendes Bild. Es mutet seltsam an, eine Landschaft ohne jede Pflanze schön zu empfinden.

Lunchpause .

Ich bin zwar etwas kurzatmig, aber Anzeichen von Höhenkrankheit? Nichts davon zu spüren! Ich lobe meinen Körper!

Wenig später erhalten wir Gesellschaft von einem Holländer mit seiner Tochter, die diese Reise als Belohnung für ihr bestandenes Medizinexamen geschenkt bekommen hat. Ha, er ist erst 56 Jahre alt und weiss noch nicht, dass er den Uhurupeak nicht erreichen wird.

Nach Verzehr des Lunchpaketes, welches ich mangels Appetit wieder größtenteils verschenke, geht es weiter zum Barranco Camp auf 3.950 Metern Höhe. Bergab!! Wer es noch nicht weiß, bergab zu gehen belastet die Oberschenkel deutlich mehr als bergauf, und der Weg ist noch sooo laaaaanng.

Auf dem Weg zum Barranco Camp stehen viele von diesen seltsam anzusehenden Bäumen. Ein Stamm wie eine dicke Palme und obenauf zwei, drei, manchmal vier kakteenartige Auswüchse. Freddie's swahelische Bezeichnung verstehe ich nicht. „Dendrosenecia kilimanjaro“ lese ich mir später an. Sehen toll aus.



Gegen 14.30 Uhr kommen wir an, und wie immer sind die Träger schon da und haben bereits alles aufgebaut. Wir haben für diese Strecke sechs Stunden und 15 Minuten gebraucht, und Freddie sagt: „Bravo babu.“

Im Barranco Hut wird wieder die Anwesenheit notiert, ähnlich wie bei einer Autorallye wird damit kontrolliert, ob man die Stationen eines Aufstiegs auch passiert hat.

Am späteren Nachmittag melden sich Zehen und Waden wieder mit erträglichen Krämpfen und auch ein leichter Schüttelfrost zeigt an: Erschöpfung!

Geoffrey kommt mit Pommes frites, Hähnchenschenkeln, und dem üblichen heißen Wasser für Kaffee oder Tee.

Freddie misst 82 Prozent Sauerstoffsättigung und einen Puls von 80.

Sonntag, 8. März: vierte Etappe

Vom Barranco Camp (3.950 Meter ü. M.) über „The Wall“ zur Barafu Hut (4.550 Meter ü. M.)

Distanz: 13 Kilometer

Höhendifferenz: ca. 600 Meter

Geplante Zeit: 8 Stunden

Es geht schon um 8.00 Uhr los. Ich schaue mich um und frage Freddie, wo denn der Weg ist, den wir gehen werden. Den einzigen, den ich leicht erkennen kann, ist der, auf dem wir hierher gekommen sind. Alles andere, was ich sehe, ist eine beeindruckende, beängstigende Steilwand, circa 250 bis 300 Meter hoch.



Freddie streckt seinen Arm und zeigt auf die Wand. Dann nimmt er meine Stöcke, schiebt sie zusammen und hängt sie an meinen Rucksack. Ich habe verstanden!!

Zunächst geht es einige Meter nach unten, bevor man einen Einstieg in die Wand erkennen kann. Das hat nichts mehr mit wandern zu tun, das ist klettern ohne Seil und Haken. Schwieriger als auf der zweiten Etappe. Noch schlimmer ist, dass ich ab und zu den Trägern Platz machen muss. Sie haben zwar nicht mehr die Hände in den Hosentaschen, aber ihre Leistung ringt mir die größte Hochachtung ab. Das sind die wahren Helden des Berges!!!

Wegen der zunehmenden Kälte trage ich Handschuhe, sie helfen mir auch, mit den Händen guten Halt zu finden. Die Aufwärts-Steps sind anstrengend und bringen mich ans Hecheln. Der Atem wird kurz und die Frequenz ist so hoch, dass ich zum Trinken immer etwas warten muss, bis zwischen zwei Atemzüge ein Schluck Wasser passt.

Nach einer gefühlten Ewigkeit ist der Grat erreicht. Ein weites, welliges Gelände öffnet sich vor uns. Meine Uhr misst 4.180 Meter, dann 4.000 Meter, 4.100 Meter und 3.950 Meter.

Das Zwischencamp Arranca ist um 11.20 Uhr erreicht. Geoffrey steht schon wieder bereit mit Kaffee, Fritten, Gurken, Ananas und Brot. Es sieht alles lecker und schmackhaft aus, der Magen öffnet aber nur für Gurken, drei Fritten und die Ananasscheibe.

Wolken ziehen auf, und es wird sehr kühl. Um 12.15 Uhr ruft Freddie zum Aufbruch. Es sind immer noch 600 Höhenmeter zu überwinden. Drei Stunden Gehzeit sind der Durchschnitt für die Strecke vor uns. Der Weg führt wieder über ein endlos langes Geröllfeld, landschaftlich lässt sich dem durchaus etwas abgewinnen, aber es geht stetig bergan und der Fuß findet selten einen ganzen Tritt.

Wade an Großhirn, Wade an Großhirn: „Kriegst du eigentlich da oben nichts mehr mit? Seit einer halben Stunde frage ich nach einer Pause!“

Großhirn an Wade: „Ich weiß auch nicht, die Synapsen reagieren einfach nicht!“

Füße an Großhirn: „Wir unterstützen den Antrag der Waden, kein einziger Platz, wo wir uns einmal gerade hinstellen könnten.“

Endlich reagiert das Großhirn auf eine Meldung der Augen: Ein Felsbrocken, der angenehme Stuhlhöhe aufweist, zieht mich magisch an. Pause!!

Um 14.50 Uhr haben wir die Höhe von 4.550 Meter erreicht, hier liegt das Barafu Camp. Von hier aus soll es morgen respektive um Mitternacht auf die Spitze zum Uhuru Peak gehen. Ich bin ziemlich platt, rechne mir aber aus, dass wir ja auch in sechseinhalb aufgestiegen sind, also fast eine Stunde schneller als der Durchschnitt.

Verpackt in meinen Schlafsack ruhe ich etwa zwei Stunden, bevor ich noch einen Gang durchs Camp mache und mit anderen Wanderern spreche. Nur wenige gehen heute Nacht nach oben. Die meisten sind auf dem Sieben-Tage-Trip und werden noch einmal ein Stück nach unten gehen und dann wieder zu diesem oder einem anderen Camp zurückkehren, um dann den Aufstieg zu starten.

Mein Aufstieg aber soll um Mitternacht beginnen. Freddie instruiert mich am Abend darüber, dass zwei Paar Socken, zwei Hosen, besonders warme Oberbekleidung und warme Mütze und Handschuhe wichtig sind. Er erwartet Temperaturen von minus 20 Grad und kälter.

Eine letzte Messung ergibt 80 Prozent Sauerstoffsättigung und 85 Puls. Ich sitze dabei im Schneidersitz im Zelteingang. „S c h n e i d e r s i t z“ – geht mir plötzlich auf. Schneidersitz!?! Was ist mit meinen Knien? Wieso spüre ich nichts von meinen Bandscheiben? Habe ich nicht das Lied von den Bläck Fööss „hie deiht et wieh und do deiht et wieh“ mit Inbrunst mitgesungen? Und jetzt: nichts!!!

Zuhause hätte ich es unter allen Umständen vermieden, mich so hinzusetzen. Kann man sich tatsächlich mit seinem Wollen so beeinflussen? Ist Autosuggestion so einfach? Ist es die Konzentration auf ein Ziel, die das bewirkt? Das muss ich beobachten, darüber muss ich nachdenken.

An wirklichen Schlaf ist nicht zu denken. Meine Sachen lege ich mir zurecht und warte. Ein leichtes Magengrummeln macht sich bemerkbar. Eins von den Zeichen, welche als Warnung vor der Höhenkrankheit verstanden werden sollen? Ich entscheide mich dafür, das Gefühl als Prüfungsangst abzuheften.

Montag, 9. März: fünfte Etappe, der Weg zur Spitze!

Von der Barafu Hut (4.550 Meter ü. M.) zum Uhuru Peak (5.895 Meter ü. M.) zurück zur Barafu Hut und weiter zum Mweka Camp (3.200 Meter ü. M.)

Distanz: 30 Kilometer

Höhendifferenz: 1.300 Meter aufwärts, 2.700 Meter abwärts

Geplante Zeit: 16 Stunden

Der Rucksack wird nur dürftig gepackt: zwei Flaschen Wasser, ein Pullover zusätzlich – das soll's sein. Angezogen habe ich ein Paar Socken, eine Hose entgegen der Anweisung, aber ansonsten bin ich sehr warm eingepackt mit Röhrenschal und Windbreaker sowie Handschuhen. Mit der Stirnlampe fixiere ich den Röhrenschal auf dem Kopf, die Ohren sind eingepackt.

Freddie steht pünktlich parat, zu meinem Erstaunen ohne Rucksack und ohne Stirnlampe! Der Kerl geht tatsächlich ohne diese Hilfe.

Bei der Nähe zum Himmel erwarte ich ein übervolles Firmament, Sterne über Sterne. Weit gefehlt, der Mond ist relativ groß (vor 4 Tagen war Vollmond), und es sind nur einige wenige Sterne zu sehen; sie spenden ein eher fahles, diffuses Licht.

„Mit oder ohne Stöcke?“, frage ich noch. „Mit!“, antwortet Freddie, „der Weg ist leicht.“ Los geht's.

„Pole, pole“, sagt er immer wieder und geht selbst wirklich sehr langsam. Beim Blick nach oben muss man den Kopf schon sehr in den Nacken legen und sieht einige Lichter von Gruppen, die schon vor uns losgingen. Etwa 200 Höhenmeter weiter kommt uns der Holländer, den wir am Lava Tower trafen, entgegen. „Zu schwierig, keine Luft, Kopfschmerzen“, meldet er.

Das bekommt man immer wieder gesagt: Sollten Symptome der Höhenkrankheit auftauchen, hilft nur eins: Höhe verlassen, runter! Im Dunkeln abwärts, Spaß macht das sicher auch nicht.

Freddie geht aufwärts, traumhaft sicher seinen Weg. Ich folge ihm auf dem Fuß, der von meiner Stirnlampe angestrahlt wird. Er geht wirklich sehr langsam. Unser Größenunterschied und damit die Schrittlänge führt immer wieder dazu, dass ich auflaufe. Der Weg ist zwar steil, aber man kann einigermaßen rhythmisch atmen, was ein enormer Vorteil ist für Kondition und Durchhaltevermögen.

Wir sind etwa vier Stunden unterwegs, der Luftdruck sinkt auf weniger als 600 Hektopascal. Die Atemfrequenz dagegen steigt deutlich, und ganz unangenehm wird der scharfe, kalte Wind. Die Handschuhe sind das Beste, was ich habe. Es sind Rennradhandschuhe für den Winter. Mollig warm und winddicht, aber Fingerhandschuhe! Meine Fingerspitzen sind saukalt. Die kleinen reversiblen Erfrierungen bemerke ich erst am nächsten Tag.

Neben „pole pole“ kommt immer öfter der Satz „We are almost there.“ Ich schaue nach oben und sehe nur dunklen Fels. Inzwischen sind zwei weitere Leute umgekehrt. Mir geht's relativ gut, keine Kopfschmerzen, keine Magenprobleme, nur die Atemfrequenz steigt in Richtung hecheln. Der Luftdruck dürfte bei 500 Hektopascal liegen, was die Atemfrequenz erklärt. „We're almost there“, höre ich wieder von Freddie.

Fast überraschend steht das Schild „**Stella Point**“ vor mir, 5.785 Meter über dem Meeresspiegel. Wirklich nur kurz schießt mir der Gedanke durch den Kopf, hier aufzuhören: „Auf die 120 Meter bis zum Uhuru Peak kannst du doch verzichten, was bringt das noch?“

„Das kommt gar nicht in Frage, das ist nicht das Ziel und dafür gibt es keine 100 Euro!“. Ich muss gestehen, dass es nicht nur noch 120 Höhenmeter sind, sondern auch noch eine knappe Stunde Weg, die sich aber wie Kaugummi in die Länge zieht. Der Pfad wird jetzt zwar breiter und er ist auch nicht mehr steil, aber es ist immer noch dunkel, und ich kann in dem schwarzgrauen Einerlei den Weg nicht erkennen. Freddie geht jetzt hinter mir und dirigiert mich mit leichten Schubsern nach rechts oder links, wo es nötig ist.

6.00 Uhr: Uhuru Peak!

Angekommen, ich bin obenund jetzt? Was mache ich jetzt damit? Die Mühen der sechs Stunden Aufstieg waren wohl doch so groß, dass euphorische Freude nicht aufkommen will. Posieren vor dem etwas windschiefen Schild, das muss sein, damit Freddie das Beweisfoto schießen kann. Das Schild erinnert eher an eine verlassene Westernstadt, ein Gipfelkreuz gibt es nicht.

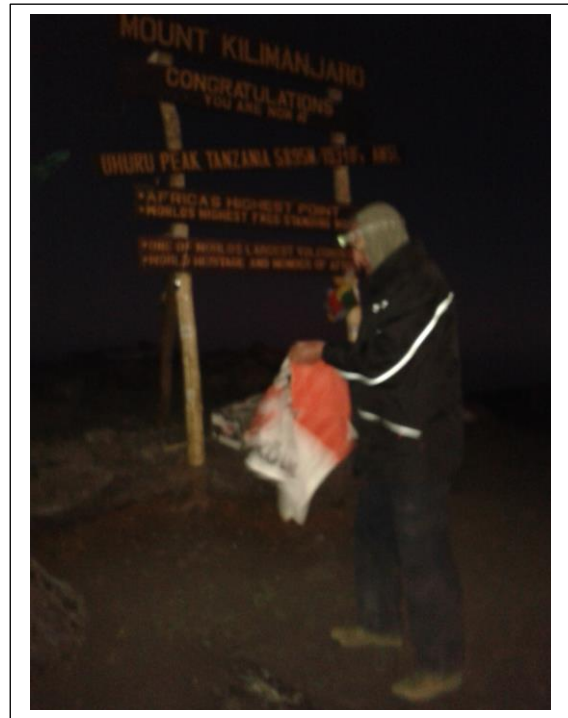
Irgendeinen weltbewegenden Satz muss man doch jetzt sagen oder denken, oder? „Es ist vollb....“ stopp!! Das geht nicht, das wäre Blasphemie. Dieses Zitat lassen wir da, wo es hingehört.

Blöderweise fällt mir was Englisches ein wie „Yes, you did it!“ oder „You got it“. Also stehe ich hier oben und weiß nicht genau, warum. Stolz? Zufriedenheit? Meine Gedanken werden gestoppt durch Freddie, der mir um den Hals fällt und mir herzlich

gratuliert. Er scheint wirklich froh zu sein, den Alten hierhin gebracht zu haben. Es kommen weitere Kletterer an und die Zurufe „Congratulation“, „good job“, die gegenseitige Umarmungen und die müden, aber glücklichen Mienen zeigen, dass es schon etwas Besonderes ist, hier oben zu stehen.

Mein Vater kommt mir wieder in den Sinn: Einen Plan zu haben und ihn durchzuführen - ein Stück Glück. Mir wird wohler und Freude kommt auf.

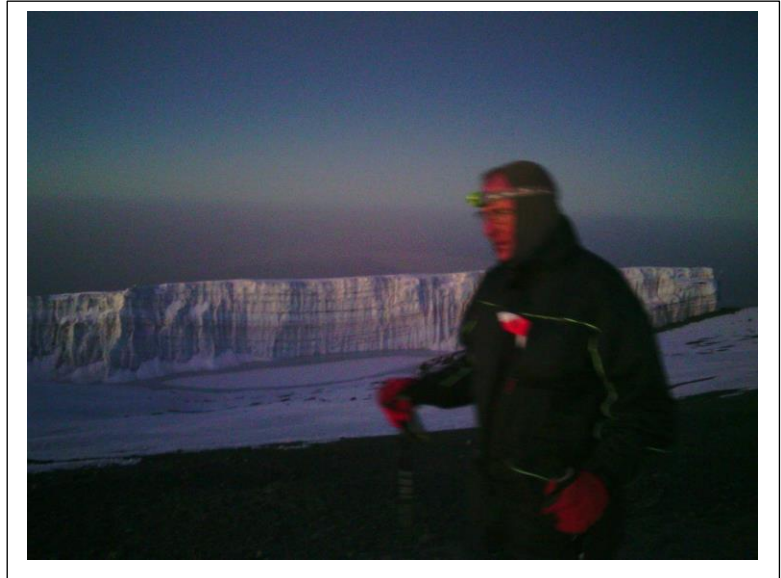
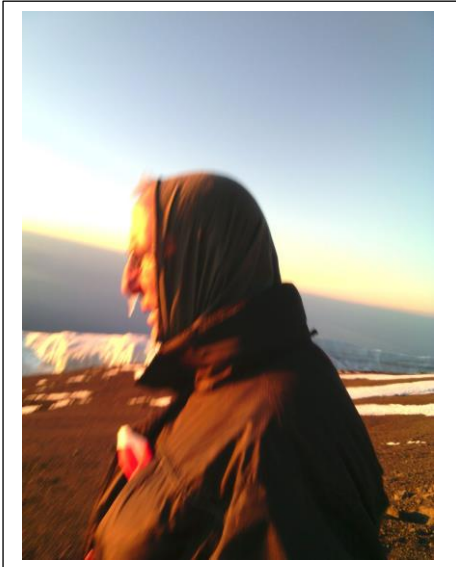
Erst jetzt fällt mir ein, dass ich ja die Fahne vom FC Köln mit hochgetragen habe, um sie hier zu präsentieren. Das Foto gelingt nicht besonders gut, weil der sturmähnliche Wind und meine eiskalten Fingerspitzen es kaum schaffen, die Fahne zu halten. Die Temperatur ist unter minus 20 Grad Celsius und es ist immer noch dunkel.



Freddie drängt auf Rückzug. Der Aufenthalt hier oben sollte nicht zu lange dauern. Wir gehen zurück zum Stella Point, wo mein Fahnenfoto deutlich besser gelingt. Ein Schluck aus der Wasserflasche wird schwierig – es ist eingefroren.



Auf dem Weg zurück zum Stella Point beginnt der Sonnenaufgang und bald ist alles sichtbar: der Zebrafelsen, der Eisblock, die ganze gigantische Kulisse, der noch mit Schnee gefüllte Krater. Hoffentlich sind die Fotos brauchbar. Freddie hat auf jeden Fall eins geschossen, über das er sich später köstlich amüsiert: Auf dem Weg vom Stella Point zur Spitze und zurück lief mir die Nase mit dem Ergebnis, dass ich einen circa zwei Zentimeter langen Eiszapfen an der Nase trug, von mir selbst nicht bemerkt.



Es geht bergab! Freddie schlägt mir eine Abkürzung vor – soll ich da widersprechen? Es ist hell, und das breite Geröllfeld, auf das er mich führt, geht steil abwärts. Stellen Sie sich einen Kiesberg vor, bei dem die einzelnen Steine nicht gerundet, sondern eckig sind – und im Format so etwa drei- bis viermal größer. Richtig ist, der Abstieg geht schnell, ungewollt schnell. Mit jedem Schritt schafft man locker einen bis zwei Meter Höhendifferenz, nur das Anhalten ist enorm schwierig. Eine sichere Position einzunehmen, um zum Beispiel einen Schluck Wasser zu trinken, ist nahezu unmöglich. Doch Freddie hat seinen Spaß daran. Das Ganze hat etwas von Skifahren.

Es ist kaum zu glauben, um 8.30 Uhr waren wir wieder im Camp: Sechs Stunden aufwärts, kurzer Aufenthalt, zwei Stunden wieder runter. Ich kontrolliere mehrfach meine Uhr, aber es stimmt!

Die Mannschaft ist überrascht, dass wir schon zurück sind, aber die Burschen sind stolz auf ihren Babu. Allmählich regt sich auch bei mir so etwas wie Genugtuung: Ich hab's geschafft. Mein Körper ist sehr müde von den letzten beiden Tagen, allgemein aber ganz zufrieden, nur die Oberschenkel Und diese haben noch einen Kraftakt vor sich!

Geoffrey und der Koch Bokku, den ich inzwischen Bocuse getauft habe offerieren Nudeln, Gemüse, Obst und alles Mögliche – nur, was ich nicht kann, ist essen.

Freddie gesteht mir zwei Stunden Pause zu. Exakt um 10.30 Uhr steht er bereit – ich auch! Vor uns liegt der Abstieg zum Mweka Hut auf 3.200 Metern, also geht es jetzt 1.300 Meter abwärts. Der Weg – ha,ha,ha – ist eine vom Wasser ausgegrabene, breite Furche mit Stufen von 20 Zentimetern bis 2 Metern. Freddie rechnet für die Strecke drei bis vier Stunden. „Und in meinem Tempo?“, frage ich. „Let us see!“.

Wenn ich während des Aufstiegs schon 'mal glaubte, mehr geht nicht, dann lerne ich jetzt eine neue Dimension der Anstrengung kennen: Nach etwa einer Stunde beginnt der Streik meiner Oberschenkel! Bei jedem Schritt abwärts muss ich neu entscheiden, mit welchem Bein ich denn die nächste Stufe gehen soll. Die Wanderstöcke retten mich ein ums andere Mal vorm Einknicken. Mein Rucksack zieht mich so nach hinten, dass mein Gang einer Schwangeren im siebten Monat ähneln muss. Die Abstände von Pause zu Pause werden kürzer.

Eine Aufmunterung

Bei einer der zahlreicher werdenden Pausen kommen zwei Guides mit ihren „Kunden“ vorbei. Einer der beiden Guides deutet auf mich mit den Worten: „Babu Pitter!“ Die Kunden sind zwei Damen aus Neuseeland, von denen eine mich im perfekten Deutsch anspricht und fragt: „Entschuldigen Sie bitte, stimmt es, dass Sie 70 Jahre alt sind?“ Wahrheitsgemäß antworte ich mit ja. Mit ungläubigem Kopfschütteln strecken beide mir die Hände entgegen und gratulieren mir überschwänglich. Ein Gefühl von Stolz macht sich breit. Offenbar hat sich bei den Guides herumgesprochen, dass der Alte oben war.

Weiter abwärts

Inzwischen versuche ich mit durchgedrückten Knien meine Oberschenkel zu entlasten, was nicht wirklich gelingt. Um es kurz zu machen: Freddie's drei bis vier Stunden dehnen sich aus auf sechs Stunden. Ich bin fix und foxi. Um 16.30 Uhr erreichen wir das Mweka Camp. Der Anwesenheitseintrag ist wieder obligatorisch.

Geoffrey hat inzwischen den Speiseplan an meine Bedürfnisse angepasst: heiße Gemüsesuppe, zwei Kartoffeln mit Gemüse, Banane und Ananas. Ich schenke ihm meine Stirnlampe.

Um 18.00 Uhr ziehe ich die Reißverschlüsse meines Zeltes zu und weiß von da an nichts mehr bis 4.24 Uhr. Zehn Stunden Schlaf ohne Unterbrechung, kaum zu glauben, an so eine Schlafstrecke kann ich mich nicht erinnern.

Dienstag, 10. März: sechste Etappe und Ende des Abenteuers

Von der Mweka Hut (3.100 Meter ü. M.) zum Mweka Gate (1.900 Meter ü. M.)

Distanz: 15 Kilometer

Höhendifferenz: 1.200 Meter

Geplante Zeit: 3 - 4 Stunden

Freddie hat den Ehrgeiz als erster, den Abschlusseintrag am Mweka Gate vorzunehmen. Er klopft um 6.00 Uhr an mein Zelt und freut sich als er mich bereits angezogen vorfindet. Vermutlich sehnt er sich auch nach seiner Familie.

Mein Körper signalisiert Fitness, mein Gehirn warnt aus junger Erfahrung.

Um 7.15 Uhr sind wir auf dem Weg. Der Weg ist wirklich ein schöner, relativ breiter Waldweg. Kein Wind, kein Staub, angenehme, grüne Baumumgebung, aber im Durchschnitt acht Prozent Gefälle.

Mutig gehe ich die ersten Kilometer an, und es scheint alles bestens. Freddie staunt und vergisst sein „pole, pole“. Nach zwei Stunden melden die Oberschenkel, dass sie sich an gestern erinnern. Ich sollte wohl etwas langsamer gehen. Dann höre ich Getrappel hinter mir: Eine Gruppe von vier Trägern läuft den Berg hinunter. **Die laufen!!** Ungläubig schaue ich hinterher. **Die laufen!! Mit Gepäck!!**

Ich reiße mich zusammen und versuche eine Vorbeuge einzuhalten, weil mein Rucksack schon wieder gewaltig nach hinten zieht. Mein Gang bekommt wieder Ähnlichkeit mit der Schwangeren von gestern. „We're almost there“, höre ich Freddie von hinten, als uns ein von zwei Personen geschobenes Einrad entgegen kommt. Auf diesem Einrad ist anstelle des Sattels ein Bettgestell montiert – um Verletzte zu transportieren, wie mir schnell klar wird. System Ski-Akia, nur eben auf einem Rad. Zwei Griffe vorn, zwei hinten, und der Verletzte kann bergab transportiert werden. Wenn ich mir den holprigen Weg ansehe: Mit einer Bruchverletzung möchte ich so nicht gefahren werden. Gestern ist ein Schwede damit hinuntergebracht worden, weiß Freddie. Nicht verletzt, aber auch nicht mehr gehfähig.

Mweka Gate! Wir sind da, und tatsächlich tragen wir uns als Tageserste um 10.30 Uhr ins Zielbuch ein. Geoffrey, Bouse und die beiden anderen haben schon das gesamte Gepäck im bereitstehenden Auto verstaut. Sie waren natürlich schneller als ich.

Freddie organisiert noch die Urkunde, die man von der Nationalparkgesellschaft bekommt, wenn der Uhuru Peak erreicht wurde. Dann werde ich noch mal von allen umarmt, beglückwünscht und Geoffrey, dessen Englisch nicht so ganz perfekt war, sagt noch etwas, was ich als „was a pleasure“ verstehe.

Auf mich warten jetzt noch zwei Tage Safari.

Eins ist noch zu sagen: Bei der Buchung der Reise wird darum gebeten, 200 US-Dollar Trinkgeld in einen Briefumschlag zu stecken und dem Manager vor Ort zu geben, welcher für gerechte Verteilung sorgen soll. Wenn eine Gruppe halbwegs vollständig ist, sind das 1200 bis 1600 US-Dollar, natürlich für einen oder zwei Träger mehr. Ich aber war alleine! Nicht meine Schuld, aber die Jungs haben mich bestens versorgt. Also lege ich auf die 200 US-Dollar noch etwas oben drauf. Darüber hinaus bekommt Freddie meine Uhr, Geoffrey hat schon die Stirnlampe, und Bocuse kriegt mein Schweizer Messer. Die beiden anderen bekommen noch ein paar Dollar. Ich fühle mich besser.

Sonntag, 15. März: wieder zuhause

Einige Freunde sind bei mir zuhause zum Wintergrill – Tradition seit einigen Jahren. Peter hat zu meinem Unternehmen ein Gedicht gefunden, was in wundervoller Weise diese sechs Tage Bergsteigen beschreibt. Verfasser? Unbekannt! Zitat :

Schritt um Schritt

Nichts sonst. Was auch?
Nur das sanfte Knirschen unterm Schuh –
einmal rechts, einmal links.
Schritt um Schritt.
Und mein Atem und der Atem hinter mir.
Keine Forderung. Kein Anspruch.
Nur das Nach-oben-Wollen.
Sinnlos. Zwecklos. **Herrlich!!!**

Text und Bilder: Volker Goergens